

Nr. 220 Bromberg, den 26. September 1933.

Jagd im Kreise.

Kriminal-Roman von John Spencer.

(1. Fortsetzung.)

2.

In St. Christophers Mansions, einem stattlichen Häuserblock in der Victoria Street, etwa einen halben Kilometer vom Parlamentsgebäude entfernt, besaß Sir Henry Glazeborough, der den Beinamen „Old Glassy“ trug, zwei Wohnungen, die er durch einen Durchbruch miteinander vereinigt hatte. Vier von den Räumen waren für Bureauzwecke verschiedener Art bestimmt. Der eine Bureauraum hieß die „Bibliothek“ und war auch dementsprechend ausgestattet. Er diente hauptsächlich als Empfangsraum für die Besucher. Ein anderer Bureauraum, das sogenannte „Arbeitszimmer“ wurde von Roland Blatch als Sekretariat benutzt, während das sogenannte „Frühstückszimmer“ lediglich für die Verwaltungsgeschäfte der Waisenfürsorgestelle und anderer Wohlfahrtseinrichtungen diente, für die Sir Glazeborough als Obmann und Geschäftsführer tätig war. Das „Rauchzimmer“ war für die politischen Angelegenheiten bestimmt und wurde als Hauptbureau benutzt, in dem zwei Stenotypistinnen tätig waren.

Kurz nach zehn Uhr am folgenden Morgen kam Sir Henry aus den daneben liegenden Wohnräumen in die Bibliothek geschlendert und klingelte nach seinem Sekretär.

Sein fleischiges Vollmondgesicht strahlte. Die feuchten Hände quetschten einander vor lauter überquellendem Lebensbehagen, und die wässerigen Glotzaugen schienen von freudigen Tränen überzufließen. Und sie flossen auch wirklich oft genug über — aber immer nur, wenn er von seiner eigenen Beredsamkeit gerührt war.

„Ach, mein lieber Blatch — guten Morgen! Geht es Ihnen nicht auch so wie mir — fühlen Sie nicht, daß es eine wahre Sünde wäre, noch lange abzuwarten, ob dieses Prachtwetter sich hält? Nicht wahr — das geht Ihnen doch genau so wie mir. Sehen Sie, das habe ich doch gewußt. Nun, und wir werden wirklich heute morgen auch tüchtig rumflitzen müssen. Ich bin um halb elf Uhr beim Premierminister angesagt. Ich fürchte, ich werde nicht mehr dazu kommen, die Post noch bis zur Frühstückszeit durchzusehen. Oder ist da noch irgend etwas, weswegen Sie mich sprechen müßten, bevor ich gehe?“

„Nichts, was nicht bis nach dem Frühstück Zeit hätte.“

„Ausgezeichnet, mein lieber Junge, ausgezeichnet! Sie geben mir auch immer gerade die Antwort, die ich am liebsten höre. Aber ich habe da doch noch eine kleine Sache für Sie, die ich eigentlich selbst regeln wollte. Aber da kann man nichts machen — der Premierminister ist . . . na . . . eben der Premierminister, nicht wahr? Um ein halb elf Uhr“, fuhr Sir Henry fort, „wird der Versicherungsagent von der ‚Allianz‘ kommen, um sich die Juwelen der Demaine anzusehen und die Versicherung aufzunehmen. Nun versuchen sie dabei immer gern zu drücken, wenn es sich um Juwelen handelt, um sie nach Möglichkeit unterzuversichern. Sie müssen also fest bleiben, Blatch! Sagen Sie ihm von vornherein, daß der Versicherungswert achtzigtausend Pfund beträgt und daß ich meine Pflicht gegen die Waisenfürsorgestelle vernachlässigen würde, wenn ich mich damit einverstanden erklärte, sie zu einem niedrigeren Satz zu versichern.“

„Achtzigtausend, Sir!“ wiederholte Roland automatisch.

„Nicht einen roten Heller weniger! Denn wenn die Stücke einmal zugunsten der Fürsorgestelle verkauft werden sollten, dann werden sie wahrscheinlich noch weit mehr bringen, als sie eigentlich wert sind — nämlich wegen des romantischen Nimbus, der sie umgibt . . . Wenn Sie an Aila Demaine denken — wenn Sie daran denken, wie dieses arme, leichtfertige Ding in ihrer letzten Krankheit ihren liederlichen Lebenswandel bereute und diese Juwelen, die auf solch unehrenhafte Weise erworben waren, einem so edlen Zweck stiftete — wer von uns, Blatch, fühlte sich berufen, den ersten Stein auf sie zu werfen und sie eine Sünderin zu heißen?“ Sir Henry, von edler Rührung überwältigt, drohte im nächsten Augenblick schon in Tränen auszubrechen. Aber er beherrschte sich und fuhr mit männlicher Fassung fort:

„Hier ist der Schlüssel zum Geldschrank. Die Kombination ist dieselbe wie gestern. Ich gehe nun jetzt zum Premierminister und überlasse Ihnen die ganze Angelegenheit zu treuen Händen, mein Lieber. Leben Sie wohl!“

„Dieser Old Glassy!“ dachte Roland, als er wieder in sein Arbeitszimmer zurückging — „er bleibt sich doch immer gleich! Alle Dinge des Lebens muß er gewissermaßen erst mit Gefühl überzuckern, und sogar die Instruktionen an seinen Sekretär glasiert er noch mit salbungsvollen Plattheiten!“ Es war immer das gleiche Theater — ganz wie er es Joyce geschildert hatte: Old Glassy war ein großer Esel — aber auf den Kopf gefallen war er auch wieder nicht. Punkt halb elf Uhr stellte sich der Vertreter der Versicherungsgesellschaft ein. Roland empfing ihn in der Diele und führte ihn in die Bibliothek.

Trotz ihres großen Wertes konnten die Juwelen, die die berühmte Tänzerin Aila Demaine der Gesellschaft für Waisenfürsorge hinterlassen hatte, doch bequem in einer gewöhnlichen Damenhandtasche Platz finden. Sie bestanden aus einem Gürtel, einem Halsband und einem Diadem — alles aus Diamanten von reinstem Wasser.

Der Versicherungsagent hob den Gürtel empor. „Wahrhaftig, eine gewöhnliche Frau würde so etwas niemals tragen wollen! Aber die Steine sind wirklich sehr wertvoll — weiß ich. Die ganze Besichtigung ist ja nur eine reine Formsache, Mister Blatch. Die Vorgeschichte dieses Schmucks ist doch zur Genüge bekannt. Da kann ich mir eine eingehende Prüfung wohl ersparen.“

Gleichwohl unterwarf er die Steine doch einer ziemlich gründlichen Betrachtung. Dann folgte noch eine kurze Unterredung, und schließlich versprach er, seine Firma zur Ausstellung einer Versicherungspolice über achtzigtausend Pfund zu veranlassen. „So, das ist alles, denke ich“, bemerkte er abschließend, und Roland legte die Steine wieder in den Geldschrank, den er sorgfältig verschloß.

„Wir werden Ihnen einen Brief ausfertigen, den Sie morgen früh erhalten werden. Dadurch sind Sie dann hinreichend gedeckt, bis die Police ausgeschrieben ist.“

So war die Sache also auf die einfachste Art erledigt. Um dieselbe Zeit morgen früh würden die Juwelen versichert sein. Roland ging wieder in sein Zimmer hinüber, um die Arbeit fortzusetzen.

Da sah er auf seinem Schreibpult einen Eilbrief mit Joyces Handschrift liegen. Er nahm den Umschlag in die Hand und lächelte.

„Das kostet aber einen ganzen Sixpence, Kleines! Für zwei Pence hättest du ebensogut anrufen können — und du wolltest mir noch kürzlich eine große Standpauke über Sparsamkeit halten!"

Noch lebte er in dem schönen Wahn, daß es sich nur um einen Liebesbrief handeln könnte. Dann aber kam ihm der Verdacht: „Hoffentlich bedeutet das nicht etwa, daß man ihren Urlaub bis zum Oktober verschoben hat?"

Er riß den Umschlag auf, und einen Augenblick später starrte er in blindem Entsetzen auf den Brief, den er in der Hand hielt.

8.

Er hatte das Schriftstück durchgelesen — aber er war noch immer nicht imstande, seinen Inhalt voll zu begreifen:

„Lieber Roland!

Gestern abend nach unserer Trennung bin ich auf der Treppe von einem Mann überfallen worden. Das übrige kannst Du Dir denken — es war ja in den letzten vier Monaten in allen Zeitungen immer und immer wieder davon die Rede. Natürlich habe ich ihm widerstandslos Folge geleistet. Ich bin nämlich in dem Raum, den die anderen beschrieben haben — immer noch in meinem dünnen Tanzkleidchen, aber ich verstehe auch nicht im geringsten, warum er ausgerechnet mich geholt hat und mich veranlaßt, es Dir mitzuteilen. Mach Dir keine Sorgen meinetwegen, wenn es Dir möglich ist. Denn es ist wirklich wahr, daß er seine Opfer nicht schlecht behandelt. Bei ihm gibt es eben nur zweierlei — entweder töten . . oder nichts weiter . . . Und wenn es auf das Töten hinauskommt — dann denke daran, daß ich bis zum Tode — nun, Du weißt, was ich Dir zu sagen habe — aber ich kann es Dir jetzt nicht schreiben — denn er wird es natürlich lesen.

Joyce Merrow."

Roland begrub sein Gesicht in den Händen.

„Oh, mein Gott! Der Wisperer und — Joyce!" Der Wisperer hatte schon andere Opfer genug gepackt — und fünf von ihnen waren nicht wieder zurückgekehrt. Ein Mann und eine Frau waren getötet worden, weil sie sich der Entführung widersetzten, die anderen aber hatten dran glauben müssen, weil das Lösegeld nicht bezahlt worden war. Und Scotland Yard, mit all den Fachleuten, die zu seiner Verfügung standen, und mit der ganzen Bevölkerung dazu, die sich zur Mithilfe verpflichtet fühlte, war doch bisher unfähig gewesen, irgend etwas auszurichten. Ja, er war noch nicht einmal imstande gewesen, die Persönlichkeit des Mannes festzustellen, dessen Hand soweit reichte, wenn es galt, das Lösegeld heranzuholen.

„Aber das kann doch nur ein Irrtum sein!" rief er laut aus, „er hat mir mein Mädel weggeholt — um aus mir ein Lösegeld herauszuquetschen. Aber wovon, in Teufels Namen, soll ich denn ein Lösegeld bezahlen, mit meinen paar lumpigen Kröten?" Marples, der Butler, trat ein. In der Hand hielt er eine lederne Werkzeugtasche.

„Das ist eben von einem Chauffeur gebracht worden, Herr Blatch — es ist an Sie persönlich adressiert." Roland versuchte zu antworten, aber seine Kehle war ihm noch immer wie zugeschnürt. Marples setzte die Tasche nieder und verschwand. Es war überflüssig, sich zu fragen, was die Tasche enthalten mochte. Das „Kästchen" war in verschiedenen Ausführungen an alle möglichen Leute versandt worden. Aber überall hatte es Schrecken angerichtet. Leute von starkem Charakter, reiche und mächtige Leute hatten es erhalten und waren dadurch zu Sklaven des Wisperers geworden, bis sie das Kästchen wieder losgeworden waren. Aber wenn ein Mann es sich einmal zu eigen gemacht hatte, so würde er es um jeden Preis gegen einen fremden Eingriff zu bewahren suchen — sogar um den seines Lebens, wenn es nötig wäre . . .

Die Tasche war ein ganz neues Stück, und der Zettel, der daran befestigt war, stammte von Joyces Hand. Roland fingerte in seiner Aufregung hastig an dem Verschluß herum, um sie zu öffnen. Das erste, was er sah, war ein Leinenbeutel mit einem Tragriemen, wie eine Schultasche. Er nahm den Beutel heraus. Darunter befand sich das Kästchen.

Obgleich die Zeitung daraus einen Gegenstand voll übernatürlichen Schreckens gemacht hatte, war das Kästchen selbst eigentlich kein Geheimnis. Es war ein kleines drahtloses Empfangsgerät, das in der Tat demjenigen sehr ähnlich war, mit denen die Polizei in verschiedenen Landesteilen ausgerüstet worden war. Auf diese Weise konnte der Erpresser auf seiner eigenen Kurzwelle sprechen.

Es war ein Kästchen aus Kiefernholz mit einem Messinggriff, das durch einen Deckel verschlossen war. Die Verschlußteile befanden sich an der Seite. An dem Griff war ein Zettel mit Maschinenschrift befestigt:

„Öffnen Sie den Kasten, nehmen Sie die Kopfhörer heraus und legen Sie sie an. Dann verschließen Sie den Kasten wieder. Punkt elf Uhr werde ich zu Ihnen sprechen."

Roland sah nach der elektrischen Uhr auf dem Kaminsims hinüber. Es war acht Minuten vor elf. Dann verschloß er die Tür, um vor jeder Überraschung gesichert zu sein, legte die Kopfhörer an und wartete.

Er fürchtete den Augenblick, in dem er die Stimme hören würde. Aber der Zeiger der Uhr schien still zu stehen. Seine Furcht war in der Hauptsache darin begründet, daß er glaubte, der Verbrecher hätte sich geirrt und würde von ihm ein unerschwingliches Lösegeld fordern.

Verzweifelt dachte er an den deutschen Wissenschaftler, der Scotland Yard zu Hilfe gekommen war. Würde er wirklich irgendein neues Mittel finden, das zur Entdeckung und Vernichtung des Wisperers und gleichzeitig zu Joyces Rettung führen könnte?

Bis jetzt war der Wisperer noch mit allen fertig geworden, die ihm in den Weg getreten waren. Mit Hilfe des Peilgerätes war das Überfallkommando von Scotland Yard immer wieder hart an den Schwarzsender des Wisperers herangekommen. Sie hätten ihn auch unweigerlich längst entdeckt, wenn er nicht immer wieder den Ort gewechselt hätte. Sie wußten, daß der Sender an einem Auto aufmontiert sein mußte oder daß mehrere Sendestationen bestanden, die abwechselnd benutzt wurden — doch niemals ein und dieselbe hintereinander. Die Stimme pflegte zu sprechen, dann zu verstummen, dann wieder von einem anderen Ort aus weiterzusprechen.

In den ersten Tagen dieser Schreckenszeit hatte die Polizei den Sender außer Gefecht gesetzt, indem sie mit ihren eigenen Sendern den Empfang störte. Aber dadurch war die Stimme des Wisperers auch für seine Opfer unhörbar geworden, und sie konnten seine Anordnungen nicht ausführen — mit dem Ergebnis, daß die Person, die als Geisel diente, mit dem Leben dafür bezahlen mußte. Auf diese Weise hatte der Verbrecher die Polizei gezwungen, ihm im Gebrauch seines Privatsenders fortan freie Hand zu lassen.

Jetzt war es so weit — ein eisiger Schrecken durchfuhr ihn, als die Stimme des Wisperers in den Kopfhörern erklang, etwas heiser und verschleiert, aber doch durchaus verständlich.

„Guten Morgen, Mister Blatch. Sir Henry ist jetzt beim Premierminister. In Ihrer Tasche befindet sich der Schlüssel zum Geldschrank. Gehen Sie zum Geldschrank und nehmen Sie die Diamanten der Aila Demaine heraus. Legen Sie sie in den Leinenbeutel, den Sie in der großen Tasche über dem Kästchen gefunden haben. Dann nehmen Sie ein Auto, und fahren Sie nach dem Liverpool-Street-Bahnhof."

„So ist es also gemeint!" rief Roland aus, denn er wußte ja, daß der andere ihn nicht hören konnte. Für den Augenblick fühlte er eine große Erleichterung — denn er hatte erwartet, man würde ihm zumuten, zehntausend Pfund von der Bank zu holen oder sonst etwas Unmögliches, was außer dem Bereich seiner Kräfte lag.

Dann erst kam die Einsicht, daß man ihm aufgetragen hatte, Diamanten im Werte von achtzigtausend Pfund zu unterschlagen, die der Gesellschaft für Waisenfürsorge gehörten und ihm von seinem Brotherrn anvertraut worden waren.

„Ich werde das noch einmal wiederholen", sagte die Stimme aus den Lüften — alle Anordnungen des Wisperers wurden zweimal gegeben. Dann, nachdem dies geschehen war, fuhr er fort: „Die Polizei wird Sie möglicherweise erwischen, während Sie die Kopfhörer tragen. Es ist Ihre Angelegenheit, was Sie den guten Leuten aufbinden wollen. Sollten Sie ihnen etwa erzählen, daß Sie im Begriff sind.

mir gestohlene Diamanten zu überbringen, dann wird man Sie natürlich daran verhindern — und das würde für Sie und Ihr Bräutchen allerdings sehr betrüblich sein. Aber folgen Sie meinen Anordnungen — dann wird Miß Merrow noch heute nachmittag wieder bei Ihnen sein. Ich werde in einer Viertelstunde wieder zu Ihnen sprechen — achtzehn Minuten nach elf. Sie können jetzt die Kopfhörer wieder abnehmen, wenn Sie wollen. Aber geben Sie sorgfältig auf die Zeit acht!"

Roland Blatch zögerte nicht einen Augenblick mehr. Er war nur von einem einzigen Vorsatz beherrscht — die Frau, die er liebte, vor der drohenden Ermordung zu retten. Er hätte gern sein Leben für sie hingegeben — aber sein eigenes Leben war ja nicht in Gefahr. Statt dessen wurde seine Ehre gefordert — und auch dies Opfer mußte unverzüglich gebracht werden.

Aufregung und Schrecken waren von ihm gewichen. Er war jetzt wieder ganz klar und kaltblütig und hatte sich mit seinem Schicksal abgefunden.

Er legte die Kopfhörer ab und steckte sie wieder in das Kästchen zurück. Dann nahm er den Leinenbeutel und ging in die Bibliothek hinüber.

Dort war Marples damit beschäftigt, die Blumen zu pflegen, die in drei großen Schalen rankten. Schön, Marples würde eben als Zeuge dienen — das machte nun auch weiter nichts mehr aus.

„Haben Sie irgendeinen guten Typ für das Drei-Uhr-dreißig-Rennen bekommen, Marples?" fragte er den Butler mit gespielter Harmlosigkeit. Dabei trat er an den Geldschrank heran und öffnete ihn. Während Marples sich über Rennangelegenheiten verbreitete, nahm Roland die Juwelen heraus — den Gürtel, das Diadem und den Halsschmuck — und steckte sie in den Beutel hinein. Dann zog er seinen Rock aus, schnallte den Beutel um und zog dann den Rock wieder über.

Er bemerkte, daß Marples diesen Vorgang mit einer gewissen Verwunderung beobachtete.

„Ja, mein lieber Marples — heute bin ich zum erstenmal wert, daß man mir eins über den Kopf haut. Es wäre kein schlechter Fang für einen Wegelagerer, der mich auf dem Gange zur Bank überfallen wollte — was meinen Sie? Das sind volle achtzigtausend Pfund, die ich hier am Leibe trage!"

„Du große Güte, Mister Blatch! Sie werden doch nicht ohne Begleitung gehen?"

„Aber warum denn nicht? Sir Henry schien es nicht für nötig zu halten. Hinterher, wenn ich auf der Bank gewesen bin, habe ich noch eine weitere Verabredung und werde also keinesfalls früher zurück sein als nach dem Frühstück."

„Das bauscht aber auf, Sir! Man merkt, daß Sie da etwas unter dem Rock haben. Ziehen Sie doch lieber Ihren leichten Staubmantel drüber. Dann kann es nicht mehr auffallen."

Roland nickte. Dann ging er in sein Bureau zurück und nahm das Kästchen an sich.

In der Diele wartete Marples auf ihn, um ihm in den Staubmantel zu helfen.

Er stellte das Kästchen ab und fuhr in den Mantel. Dann nahm er es wieder an sich. Marples gab weiter nicht darauf acht. Es fiel auch nicht auf, solange die Kopfhörer nicht in Gebrauch waren.

Draußen nahm er die Autodroschke und fuhr in Richtung Liverpool-Street davon.

In diesen wenigen Minuten war er also ein Dieb geworden! Und zwar beinahe, ohne sich überhaupt Rechenschaft darüber zu geben. So groß war seine Besorgnis um Joyces Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kokarde des Alten Fritz.

Eine vergessene Geschichte, erzählt von Max Geißler.

Bei einer Regimentsbesichtigung fiel dem Alten Fritz ein Mann auf, der die Feuertaufe gründlich erhalten hatte. Der Soldat stand im ersten Gliede der Gardegrenadiere wie aus Eisen geschmiedet. Die Narbe, die sich ihm von der rechten Wange bis hinauf in die Stirn zog, rührte von einem Bajonettstich her und sah aus, als glühe das Eisen an dieser Stelle noch. Der König... nun, einen Lidschlag lang blieb sein Blick an jener alten Wunde hängen. Er pflegte solch ein Kennzeichen nicht zu vergessen.

Eines Abends, in den Quartieren vor Leuthen, fand er ein Häuflein jener Grenadiere am Lagerfeuer. Die würfelten, tranken Grog und waren dermaßen von Spiel und Trunk gefesselt, wohl auch geblendet vom Scheine der Flamme, daß sie den Eintritt des Königs gar nicht bemerkten. Schweigend trat er hinzu, zu sehen, was es da gäbe. Da rissen sie sich hoch. „Potz Riem und Roßschweif," rief er und stieß den Stock gegen den Grund, „soll man mit Trinkern und Hasardierern eine Schlacht gewinnen? Man lege sich schlafen!"

Das war am dritten Dezember gegen Abend. Am fünften gab's den großen Sieg von Leuthen; danach ein paar Fasttage. Wieder schritt der Alte Fritz durchs Feldlager; die Kerls reinigten Waffen und Kleider. Der Mann mit der Narbe saß bei ihnen, hatte das eine Bein über das andere geschlagen und wippte auf dem Fuß ein Büblein von vier Jahren, das vor Glück jauchzte. Er erinnerte sich, wie sie der König am Feuer gescholten hatte, und murmelte hinter ihm drein: „Wat seggt hei nu tau siene Süpers, heh?"

Der König hörte das, verzog keine Miene und pflanzte sich vor ihm auf. Der Mann stand stramm. Es war ihm nicht wohl zu Mute; denn er meinte, es sollte Abrechnung gehalten werden wegen des kecken Worts, das ihm entflohen war. Der Junge zeterte im Ärger über das gestörte Spiel. „Ist das dein Sohn?" fragte der König.

„Befehl, Majestät, nein! Seine Mutter war eine brave Marketenderin, die durch den Säbelhieb eines böhmischen Reiters vor Kollin gefallen ist. Den Jungen fanden wir in ihrem Zelte, er schrie, als stäke er am Spieße; denn sein Magen war leer wie die Kasse des Königs von Preußen. Und weil ich ihn zuerst unter den Arm nahm, hat man ihn mir anvertraut. Seitdem ist er der Junge des Regiments."

„Und wütend kann er sein wie ein Ulan, der sein Pferd verloren hat", sagte der König, packte den Kleinen am Wämslein und setzte ihn dem Grenadier auf den Arm. Da war der Junge still und staunte den fremden Mann an. Der deutete auf die Narbe im Gesicht des Kriegers. „Und woher hast du das da?"

„Von Mollwitz, Majestät, anno 1741."

„Da bist du auch schon dabei gewesen... so so."

„Überall dabei gewesen, Sire, bei Hohenfriedberg und Soor, bei Kolin schlechten Angedenkens, bei Roßbach und bei Leuthen."

„Dafür bin ich in deiner Schuld. Hast du einen Wunsch?"

„Keinen, Majestät. Doch... wenn Euer Majestät dem Jungen ein kleines Geschenk machen wollten, er sollte es in Ehren halten sein Lebtag, und es würde ihm Glück bringen."

Hm. Der König suchte in seinen Taschen. Es war nichts drin als die Tabaksdose. „Da!" sagte er und reichte sie dem Jungen. Der drehte sie in seinen Händen und guckte sie mit schiefem Blick an. „Wie dumm," sagte er, „wenn einer nicht schnupft!" Dann gab er die Schachtel zurück.

„Verzeihung, Sire," stammelte der Grenadier, „ein Kind..." Da hatte der Kleine schon seine Hand erhoben und tastete nach der Kokarde (damals eine kleine Bandschleife) am Hute des Königs. „Verzeihung, Sire, aber der Junge macht es wie der König von Preußen: er möchte nehmen, was ihm gefällt."

Auch diesmal verzog Friedrich keine Miene. „Er soll die Kokarde haben", tat seinen Hut ab und gab sie dem Knaben.

Bei guter Gelegenheit nahm sie der Grenadier an sich, schloß sie in eine Kapsel und trug sie als Amulett auf der Brust, trug sie durch manche Schlacht, in guter Verwahrung für den Jungen des Regiments. Der wuchs im Felde heran, war bald beim Gepäcktransport, und bald marschierte er, links rechts, links rechts, mit langen Schritten bei der Musik der Gardegrenadiere, denn er hatte die Querpfeife spielen gelernt; riß bei Hochkirch mit aus, war bei Kunersdorf dabei und half die Siege bei Liegnitz und Torgau feiern. So ward er neun Jahre. Und als die Kassen des Königs ganz leer waren und die Soldaten erschöpft (man schrieb das Sorgenjahr 1761), da wurde heimgeschickt, was in dreißig Schlachten siech geworden war. Heim... das bittere Ende auch für den alten Grenadier und den Jungen des Regiments!

Eines Abends schleppten sich die beiden müde durch den Sand der Mark. Wunden und Rheuma bissen den Alten. Ein Bauernwagen nahm sie mit.

In jener Nacht war das. Da tat der kranke Krieger das Amulett vom Halse und hängte es dem Knaben um. „Peterle, von heut ab wirst du dein Morgen- und Abendgebet sprechen über diesem Erinnerungszeichen, und Gott wird mit dir sein. Mir ist, als sollt' ich den König nicht mehr sehen." Der Junge betrachtete voll Ehrfurcht die Kokarde und befolgte getreulich den Befehl seines Pflegevaters. Schließlich fand der aus Mitleid einen Posten als Stallmann auf einem Landgut in Schönhausen. Der Knabe blieb ihm zur Seite, schlief mit ihm auf dem Stroh, daß von der Streu der Pferde abfiel, und sah, wie sich das Siechtum des Alten verschlimmerte. „Peterle," sagte der eines Tages, „wenn du nicht magst, daß ich hinsterbe, hol mir ein Fläschlein Branntwein; ist gut fürs Herz, weißt du."

Leichter gesagt als getan! Geld, den Wunsch des Kranken zu erfüllen, hatte der Junge nicht, aber er eilte hinaus und pochte da und dort an eine Tür um einen Trunk Branntwein... vergebens! In seiner Not sank er auf einen Straßenstein und weinte. Da öffnete sich die kleine Seitentür in einer Parkmauer; eine stille vornehme Frau trat heraus. Die fragte den Knaben, warum er so schluchze. Er erzählte ihr die Geschichte des alten Grenadiers.

„... Madame, und nun hab ich nichts als diese Kokarde. Ich würde sie nicht hergeben um alles in der Welt, aber Ihnen, Madame, will ich sie lassen für ein wenig Geld, von dem ich meinem Vater Branntwein kaufen kann; es ist vielleicht sein letzter Trunk, Madame."

„Wo ist denn dein Vater, mein Sohn?"

„Da drüben!" sagte er und deutete gegen den fernen Gutshof.

„So komm und führ' mich zu ihm! Die Schleife behalte nur; ich habe viele Andenken an den König."

An diesem Tage ließ sie den alten Soldaten auf ihr Schloß bringen. Dort ward er leiblich gesund, so daß er wieder bescheidene Dienste verrichten konnte. Den Knaben aber ließ sie erziehen und unterrichten. Und als die Zeit gekommen war, trat er ins Regiment der Gardegrenadiere und machte seiner Wohltäterin Ehre... Es war Elisabeth, die vereinsamte Königin von Preußen.

Storchenflug-Experimente.

Die großen diesjährigen Experimente, die zu einer einwandfreien Klärung des Storchenfluges und seiner Geheimnisse und damit des Vogelflugs überhaupt führen sollen und die von der Vogelwarte in Rossitten unternommen wurden, sind in vollem Gange. Die ersten überraschenden, teilweise unerwarteten Erfolge haben die Experimentatoren veranlaßt, außer in Rossitten und Essen auch noch in Frankfurt a. M. eine „Startstation" einzurichten. Ferner werden an der Weser, in Braunschweig und an mehreren anderen Plätzen einzelne Tiere aufgelassen.

Das angestrebte Ziel dieser ganzen Experimente ist, zu erkunden, weshalb die in Osteuropa abfliegenden, wärmeren Ländern zustrebenden Störche immer genau nach Süden und dann über den Balkan hinweg Kurs auf Ägypten halten, während die in Westeuropa den Herbstflug antretenden Störche über Frankreich und Spanien hinweg nach Nordafrika streben. Die zu lösende Frage ist mithin, ob ein in Osteuropa aufgewachsener, also von osteuropäischen Störchen abstammender Jungstorch instinkthaft, wenn er im Westen Europas aufgelassen wird, über Spanien nach Afrika fliegt oder aber ob es ihn in angeborener „Erinnerung" zum Balkan zieht.

*

Hunderte von Störchen waren numeriert worden in den letzten Monaten. In der Vogelwarte in Rossitten, einer Station, die Weltruf hat, erledigte man umständliche Vorarbeiten, ehe man an den Versand der Störche nach Essen ging. Denn Frankfurt war ja vorerst nicht ins Auge gefaßt.

Ferner liefen aus allen Teilen des Reiches Bestellungen ein, in denen Landleute und Siedler Störche bestellten, wie sie Rossitten in Paaren gegen die Versandkosten verschickt, um den Vogel in Deutschland wieder heimisch zu machen.

Auch diese Vögel wurden sorgfältig registriert und jeder Storchenbesitzer gebeten, alle besonderen Beobachtungen der Vogelwarte in Rossitten mitzuteilen. Wie sehr sich diese Zusammenarbeit lohnen sollte, erwies sich bald.

*

Während in Rossitten und in Essen die „offiziellen" Störche den Abflug antraten, starteten auch die vielen einzelnen Tiere in den verschiedenen Gegenden Deutschlands. Nun wurde einem Frankfurter Siedler, der ein Storchenpaar kürzlich erworben hatte, mitgeteilt, daß eines seiner Tiere in Frankreich an der Haut-Loire aufgegriffen worden sei.

Das ist eine sehr wichtige Feststellung, denn es handelte sich schließlich um osteuropäische Störche, die in Frankfurt a. M. abgeflogen waren. Die Tiere hatten also jenen Kurs nach Südwesten gehalten, den alle Störche einschlagen, die westlich von der großen Vogelflugscheide, der Weser nämlich, ausgebrütet wurden, der aber den Voreltern dieser ostpreußischen Störche vollkommen unbekannt war.

Mithin spielen, soweit man auch aus anderen Zeichen Schlüsse ziehen kann, die günstigen Licht- und Witterungsbedingungen eine größere Rolle bei der Richtungswahl, als der Instinkt oder der „angeborene" Zug nach dem Süden.

*

Freilich werden diese Versuche nachgeprüft und fortgesetzt. Sofort, nachdem in Rossitten das Frankfurter Ergebnis bekannt wurde, veranlaßte man, daß in Frankfurt eine Vogelflug- und Beobachtungsstation eingerichtet wurde und noch in diesem Jahr ein größerer Aufstieg von osteuropäischen Jungstörchen dort stattfindet. Erst im kommenden oder im übernächsten Jahr wird man die einwandfreien und schlußkräftigen Beobachtungsresultate über die diesjährigen Experimente vorliegen haben, dann nämlich, wenn die jetzt nach dem Süden gestarteten Störche wieder zurückgekehrt sind. Nach Ostpreußen, wenn sie von dort stammten, auch wenn man sie in Westdeutschland aufließ? Oder wohin?

Ungelöste Fragen, die nicht nur den Ornithologen, sondern jeden denkenden Menschen interessieren, der an seiner Umwelt versucht, die Rätsel zu klären, die die Natur uns stellt. Der Vogelflug und der Storchenflug sind nicht die uninteressantesten dieser Fragen.

Mit Hilfe von Rossitten, den diesjährigen Experimenten und den Vogelfreunden ganz Europas kommt man Schritt um Schritt der Lösung näher. Die ersten Erfolge liegen schon vor.



Er kennt sich aus.



„Du, ich glaube, da ist Besuch drinnen — Mama lacht über Papas Witze."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.